MASTER
NEGATIVE
NO. 91-80073-7

MICROFILMED 1991

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES/NEW YORK

as part of the
"Foundations of Western Civilization Preservation Project"

Funded by the
NATIONAL ENDOWMENT FOR THE HUMANITIES

Reproductions may not be made without permission from
Columbia University Library

COPYRIGHT STATEMENT

The copyright law of the United States -- Title 17, United States Code -- concerns the making of photocopies or other reproductions of copyrighted material...

Columbia University Library reserves the right to refuse to accept a copy order if, in its judgement, fulfillment of the order would involve violation of the copyright law.

AUTHOR: HERMANN, ERNST

TITLE: WOHER UND WOHIN?

PLACE: BONN

DATE: 1877

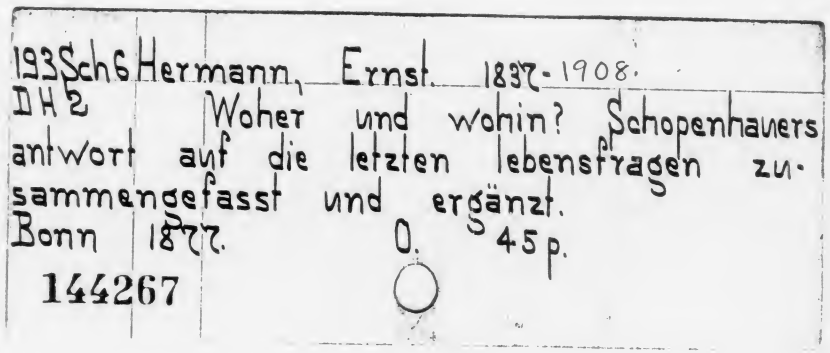
Master Negative #

91-80073-7

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

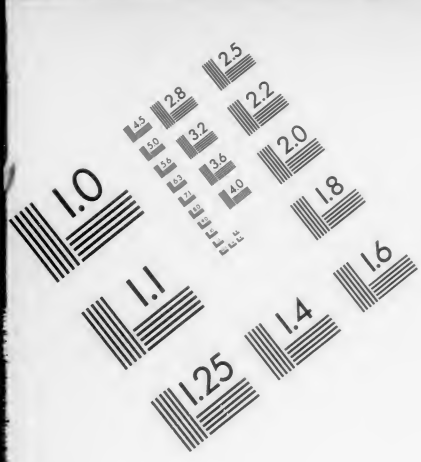
Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

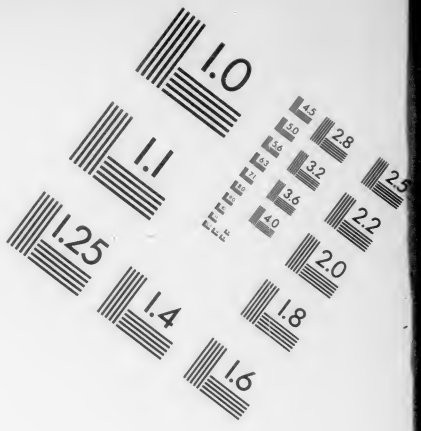

193 Sch6 Hermann, Ernst. 1837-1908.
DH2 Woher und wohin? Schopenhauers antwort auf die letzten lebensfragen zusammengefasst und ergänzt.
Bonn 1877. O. 45 p.
144267

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 6/6/91 INITIALS N.T.
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT





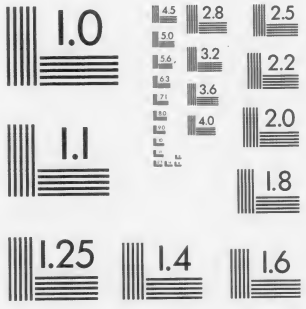
AIIM

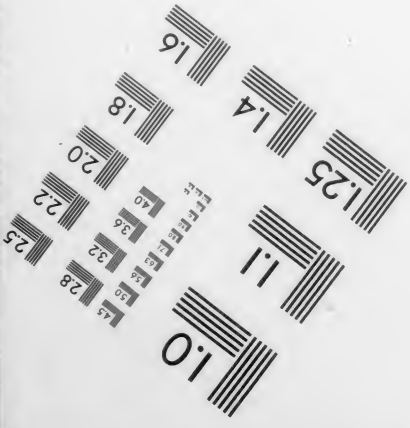
Association for Information and Image Management

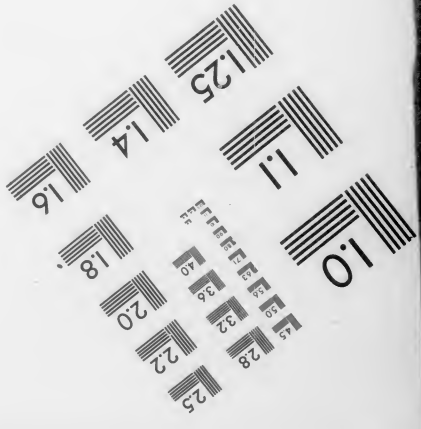
1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910
301/587-8202

Centimeter

Inches







MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

193$ch6 IH2

Columbia University
in the City of New York
Library

Special Fund
1898
Given anonymously

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARIES

Woher und Wohin?

Schopenhauers Antwort auf die letzten Lebensfragen

zusammengefaßt und ergänzt

von

Ernst Hermann.

Bonn,
Verlag von Emil Strauß.
1877.

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

COLUMBIA
UNIVERSITY
LIBRARY

1 Apr. '99 C. H.

JAN 21 1999 Harrassowitz. 16

I

Ausblick.

Du bist, mein Freund, durch Deinen arbeitsvollen Beruf, durch Familiensorgen und gesellige Verpflichtungen so in Anspruch genommen, daß es Dir bei'm besten Willen an Zeit und Kraft zu eingehenden Untersuchungen über die ersten und letzten Fragen der Philosophie gebricht. Die Fragen Woher und Wohin? sind mehr als einmal mit erschütternder Gewalt an Dich herangetreten, Du hast hier und da nach einer Lösung gesucht; aber was immer die gefeiertesten Denker darauf antworteten, es lag Dir so ferne, war in so viele wunderliche Untersuchungen eingehüllt, erforderte zuletzt auch so viel Glauben, daß Du unbefriedigt zu Deinem Tagewerk zurückkehrtest und weitere Studien gern auf die stilleren Tage des Alters hinausverlegtest. Und doch empfindest Du es oft als bittern Mangel, keine feste Ueberzeugung in den uns so nahe berührenden Angelegenheiten zu besitzen, oder wenn Du ja ein Gefühl des Richtigen

260528

dunkel im Herzen trägst, es nicht zum deutlichen Ausdruck bringen zu können.

Der Kirche bist Du seit Deinen Jünglingsjahren entwachsen und die Vorgänge der letzten Zeit, das römische Concil, die Muttergotteserscheinungen und ähnliche Schwindeleien auf der einen Seite, das gewaltsame Zurückspringen auf das apostolische Symbolum und den starren Buchstabenglauben auf der andern, haben nicht dazu beigetragen, Dich im Glauben zu stärken. Vielmehr steht Dir der Grundsatz fester als je: „Es gibt schlechterdings keine andere Offenbarung als die Gedanken der Weisen", und die im Besitz einer unmittelbar von Gott herrührenden Botschaft zu sein vermeinen, sind nur betrogene Betrüger nach des weisen Nathan Wort. So ganz bist Du von dieser Ueberzeugung erfüllt, daß Dich jede Auseinandersetzung mit den Offenbarungsgläubigen langweilt und Dir ein unnützer Zeitverlust scheint. Eben darum hast Du selbst die theologischen Meisterwerke unserer gefeiertesten Denker, eines Strauß, Zeller u. s. w., nach kurzer freudiger Theilnahme wieder bei Seite gelegt; ein Geschäftsmann wie Du mag sich nicht erst durch eine massive Schale von Untersuchungen über Dinge, die ihm gleichgültig sind, zu einem dünnen positiven Kern durcharbeiten. „Wozu auch?" sagst Du. „Es wird ja trotzdem nie an Weibern, Kindern und kindischen Männern fehlen, und diesen mag man immerhin ihre geologischen Mährlein und ihre rührenden historischen Romane lassen; uns übrigen aber erlaube man, diese Dinge endlich unbesehen für Das zu nehmen, was sie in der That sind."

Sehr wohl, mein Freund! Doch darf dabei nicht vergessen werden, daß eben diese, von Dir so gering geschätzten positiven Religionen auf jene brennenden Lebensfragen, von welchen wir ausgingen, eine Antwort zu geben vermocht haben, die viele Jahrhunderte hindurch dem Kern der Europäischen Menschheit völlig genügt hat und weitaus dem größten Theil noch jetzt denselben Dienst leistet. Je entschiedener Du sie also verneinst, um so dringender wird das Bedürfniß, Deinerseits eine Lösung der großen Räthsel anzustreben, die wenigstens Dich befriedigt.

Mit dem bloßen Verneinen, mit dem Ausspruch verzweifelter Resignation, daß wir in diesen Dingen nichts wissen können, locken wir die nach Gewißheit dürstende Menschheit aus den dumpfen Kirchenmauern nicht heraus, kommen wir auch selbst unversehens wieder hinein.

Als ich Dir nun jüngst in stiller Abendstunde erzählte, wie mir auf dem Wege der Erkenntniß Schopenhauer Führer und Leitstern geworden, nicht zwar bis zum Ziele hin, aber doch auf eine geraume Strecke und so weit, daß ich das Ende selbst habe finden können, da griffest Du Das so lebhaft auf, fandest in meinen aphoristischen Mittheilungen so viel unmittelbar Einleuchtendes und ermuthigtest so freundlich zu einer eingehenderen Erörterung, daß ich mich noch in derselben Nacht daran machte,

dieſe kleine Schrift für Dich und Deinesgleichen zuſammenzuſtellen. „Kurz und gut!“ ſo mahnteſt Du noch bei'm Abſchied. Nun wohl, die Kürze nehme ich als Hauptverdienſt in Anſpruch; ob das Geſagte aber gut ſei, darüber mußt Du ſelbſt am Schluſſe urtheilen, denn gut im gewöhnlichen Wortverſtand nennt Jeder Das, was ihn beſonders befriedigt.

II

Woher?

Die Frage richtet ſich nicht auf die Entſtehung des Weltalls noch auf die Urgeſchichte der Erdrinde. Selbſt wie in der Reihe der irdiſchen Geſchöpfe endlich der Menſch geworden, wollen wir hier unerörtert laſſen; das Problem iſt noch nicht völlig gelöſt, wird aber ohne Zweifel durch die exakte Naturwiſſenſchaft in einer für die gebildete Welt überzeugenden Weiſe gelöſt werden. Für uns handelt es ſich nur darum, die Thatſache des menſchlichen Bewußtſeins zu erklären; wir wollen uns deutlich zu machen ſuchen, wie es kommt, daß gewiſſe Weſen auf dieſer Erde nach dem Woher?, nach ihrem Urſprung überhaupt die Frage aufwerfen.

Und da ſei denn ein Satz vorangeſtellt, der, ſo ſchlicht und ſelbſtverſtändlich er klingt, doch bereits den Schlüſſel zur Löſung der Frage gibt: *Jedes organiſche Weſen hat ſo viel Empfänglichkeit für die es umgebende Welt, als es bedarf, ſich und ſeine Gattung zu erhalten.*“ Es iſt das eine unwiderlegbare Wahrheit, ein Erfahrungsſatz, den jeder Blick in die Natur beſtätigt.

Die Pflanze auf der unteren Stufe des organiſchen Lebens iſt empfänglich für die Reize des Lichtes, der Wärme, des Feuchten u. ſ. w., immer in dem Maße, als ſie derſelben für ihre Exiſtenz und ihre Fortpflanzung bedarf. Sich dieſen Reizen hinzugeben und das von außen Empfangene zu verarbeiten, macht eben das eigenthümliche Weſen der Pflanze aus. Die Blüthe empfindet das Licht, dem ſie, ſich öffnend, ihr Köpfchen zuwendet; zur Sonne klimmt die Ranke aus finſteren Bezirken empor. Die Wärme, gleichviel ob natürliche oder künſtlich erzielte, weckt mächtig jede Triebkraft. Zum Waſſer entſendet die Wurzel ihre Faſern, die Schlingpflanze ihre Ranken, die durſtig hinabtauchen, das feuchte Element aufzuſaugen. Pflanzen, die der Stütze bedürfen, kriechen derſelben am Boden eine Strecke entgegen, um ſich, wenn ſie erreicht iſt, alsbald ſpiralförmig emporzuwinden. Aber wie zweckmäßig auch ſchon auf der unteren Stufe das organiſche Leben der Außenwelt gegenüber wirkſam iſt, es kommt nirgendwo zu einem *bewußten* Wahrnehmen derſelben. Alle Veränderungen und Bewegungen gehen auf Reize vor ſich, die als dunkle Kräfte treibend wirken und auf beiden Seiten die Willkür ausſchließen. Allenfalls ein entferntes Analogon von Behagen oder Unbe-

hagen kann man der Pflanze zuschreiben; von einer Erkenntniß der einwirkenden Reize kann bei ihr nicht die Rede sein. Es bedarf derselben auch nicht, da die Nothwendigkeit der Erkenntniß erst dann eintritt, wenn der Organismus ein mehr individueller, charakteristischer wird.

Das Bedürfniß der Empfänglichkeit für die Außenwelt beruht ja überhaupt auf der Vielheit, dem getrennten Dasein der Wesen. Gäbe es nur ein einziges Wesen, so bedürfte dieses derselben gar nicht; es gäbe eben nichts von ihm Verschiedenes, dessen Dasein und Einwirkung es durch Reiz, Bild oder Begriff inne zu werden vermöchte. Wie nun im Allgemeinen aus der Isolation der organischen Wesen ihre Empfänglichkeit für die Umgebung hervorgeht, so läßt sich auch weiter schließen: *Je isolirter, individueller, um so größer und vielseitiger muß die Empfänglichkeit sein.*

Die einzelne Pflanze tritt noch ganz zurück hinter der Species, sie hat keinen individuellen Charakter. Und die Reize, die auf sie wirken, sind von der Art, daß ihr nur ein sehr geringer Spielraum gegeben ist, sich ihnen hinzugeben oder zu entziehen. Sie kann nichts dazu thun, daß die Sonne scheint, der Regen fällt, oder eine Stütze sich in ihrer Nähe befindet. Wozu sollte ihr ein bewußtes Wahrnehmen der Außenwelt dienen, da sie doch weder das Gedeihliche zu suchen noch das Schädliche zu fliehen vermöchte? Demgemäß ist denn auch ihre Empfänglichkeit für die Umgebung noch eine schlechterdings unbewußte.

Auf der Grundlage des pflanzenartigen, nur für Reize empfänglichen vegetativen Lebens entwickelt sich als höhere Stufe das thierische, animalische. Die Erzeugung und erste Ausbildung des Thieres, ja die weitere Unterhaltung des inneren Lebensheerdes durch die Thätigkeit des Herzens, der Lunge, des Magens u. s. w. geht allerdings auch nur auf Reize vor sich; daneben aber tritt der eigenthümliche animalische Charakter hervor, sobald das Thier sich dem Ei oder dem Mutterleibe entwunden hat, in welchem es nach Pflanzenart aus der befruchteten Zelle heranwuchs. Das Thier mit seinem complicirteren Organismus kann seine Nahrung nicht mehr vom Zufall erwarten, es muß unter einer großen Mannigfaltigkeit suchen und wählen, es ist ein individuelleres Geschöpf als die Pflanze und bedarf deßhalb schon auf der untersten Stufe des animalischen Lebens die Fähigkeit, seine nächste Umgebung nicht nur als Reiz zu empfinden, sondern, mit wie dumpfem Bewußtsein auch immer, doch in etwa wahrzunehmen. Zu diesem Zweck sind ihm im Mutterschoß zuvor bereitete Werkzeuge mitgegeben, deren Dienst jetzt anfängt, Sinneswerkzeuge, Nerven, Ganglien, Gehirn. Vermittelst derselben braucht es nicht mehr wie die Pflanze den Reiz abzuwarten; es nimmt wahr, sucht auf, erwählt und ergreift, was es bedarf. Die Pflanze empfindet den Reiz des Wassers zwar unmittelbar, aber nur aus einer gewissen Nähe; für den durstigen Hund ist selbst der nahe Bach so lange nicht vorhanden, als er ihn nicht wahr-

nimmt; dagegen kann und wird er auch den entfernten wahrnehmen und aufsuchen. Das also ist der eigenthümliche Charakter des thierischen Lebens, daß hier das Handeln nicht durch die unmittelbar wirkenden Objekte sondern durch das Wahrnehmen und Erkennen derselben bestimmt wird. Schwach, dumpf und kaum dämmernd ist die Wahrnehmung der Umgebung für die untere Thierstufe. Unmerklich beinahe ist der Uebergang von gewissen Pflanzen, die sich auf Reize eigenthümlich rasch bewegen, den sogenannten sensitiven, zu den Polypen, welche die Annäherung eines Infusoriums auf einige Linien Entfernung wittern und es durch einen mit den Armen erregten Wasserstrudel an sich ziehen, während sie todte oder unorganische Gegenstände nicht berücksichtigen. Je höher aber die Organisation des Thieres steigt, je mannigfaltiger und bestimmter seine Bedürfnisse werden, je größer die Schwierigkeit, sie im Gedränge und Gewirre der Erscheinungen zu befriedigen, um so mehr wächst auch die Fähigkeit, die Dinge da außen wahrzunehmen, scharf zu unterscheiden und in ihren Beziehungen zur eigenen Individualität aufzufassen. Mit der wachsenden Isolirtheit und Eigenart werden daher auch immer vollkommner die Organe, welche das Verhältniß zur Außenwelt regeln, die Sinneswerkzeuge, Nerven und überhaupt das Cerebralsystem.

Da finden wir nun auf der höchsten Staffel der Leiter den Menschen mit einem ausgeprägten Individual-

charakter, der in diesem Maße auch den obersten Thierklassen nicht eigen ist. Kennt man bei'm Thier den Charakter der Gattung, so weiß man im Allgemeinen auch, was vom einzelnen Exemplar zu halten ist; wenige durch den Umgang mit den Menschen gehobene Thiere, Hunde z. B., steigern ihre Besonderheit etwas höher. Der Mensch aber trägt schon in seiner Korporisation wie namentlich im Ausdruck des Gesichtes einen individuellen Charakter, er ist Persönlichkeit. Und dieses complicirteste, kunstvollste, eigenartigste Wesen tritt andrerseits ohne ausreichende Bekleidung, ohne natürliche Schutzwehr oder Angriffswaffen, mit verhältnißmäßig geringer Muskelkraft, bei großer Gebrechlichkeit und wenig Ausdauer gegen widrige Einflüsse und Mangel, in eine rauhe und feindselige Welt. Ihm mußte daher zu seiner Erhaltung und Fortpflanzung die Möglichkeit einer besonders deutlichen Erkenntniß der Außenwelt mitgegeben werden, und so finden wir denn auch bei ihm die Erkenntnißorgane am höchsten ausgebildet. Er ist dadurch in den Stand gesetzt, nicht nur wie das Thier einzelne Anschauungen in sich aufzunehmen, sondern auch aus der verwirrenden Fülle derselben das Wesentliche fest zu halten. Indem er das Bleibende, Bedeutsame von dem Zufälligen und Willkürlichen trennt, gewinnt er den Begriff und er vermag denselben mittelst der Sprache als Wort im Gedächtniß festzuhalten. Dadurch nun erhält er eine ganz neue Welt, welche der Reflex, der Widerschein der an-

schaulichen ist, die Welt der nicht anschaulichen Vorstellungen, der Begriffe. Einmal gebildet und in einem Wort fixirt, umfassen und vertreten die Begriffe in ihrer verhältnißmäßig geringen Anzahl alle die unzähligen Objekte der wirklichen Welt, soweit sie für den Menschen in Betracht kommen. Durch diese innere Welt kann sich der Mensch vom Eindruck der bloß angeschauten Gegenwart frei machen, sein Gesichtskreis erstreckt sich auch über Vergangenheit und Zukunft. Das Thier wird durch den augenblicklichen Eindruck bestimmt; selbst die Dressur ist nur eine zur Gewohnheit gewordene Furcht vor der Strafe, deren sofortiger Eintritt erwartet wird. Der Mensch dagegen wird von bloßen Begriffen, wie von feinen, unsichtbaren Fäden geleitet. Das Thier lebt in der Gegenwart allein und wenn es ja für die Zukunft sorgt, so thut es das instinktiv, d. h. einem Naturtrieb folgend, dessen Zweck es nicht kennt. Der Mensch trifft nach überlegtem Plane künstliche Anstalten für ferne Jahre, ja für Zeiten, die er nicht erleben kann. Empfindungen und Stimmungen können auch die Thiere durch Geberden und Laute äußern und mittheilen; aber weil ihnen das Vermögen Begriffe zu bilden fehlt, fehlt ihnen auch die Sprache, obgleich einzelne Sprachorgane haben und es sogar zur Nachahmung unserer Worte bringen. Die Sprache ist recht eigentlich das unterscheidende Merkzeichen des menschlichen Intellekts, und Vernunft ist nichts anderes als das Vernehmen, d. h. das Innewerden der durch Worte mitgetheilten Erfahrungen. Hierauf allein ruht der gemeinsame Fortschritt menschlicher Bildung, das übereinstimmende Handeln mehrerer Individuen, das planvolle Zusammenwirken vieler Tausende, die Civilisation, der Staat; ferner die Wissenschaft, das Aufbewahren früherer Erkenntnisse, das Zusammenfassen des Gemeinsamen nach gewissen Gesichtspunkten, das Mittheilen der Wahrheit und das Verbreiten des Irrthums.

Indessen ist ihrer Bestimmung nach die vernünftige Erkenntniß des Menschen ebenso wie die anschauende des Thieres und die Empfänglichkeit der Pflanze für Reize nichts anderes als das Mittel zur Erhaltung von Individuum und Art, durchgängig dem Organismus dienstbar und selbst Funktion eines körperlichen Organs. Der Umstand, daß der Mensch im wachenden Zustand fast fortwährend mit Vorstellungen und Gedanken beschäftigt ist, hat zu dem Irrthum geführt, dieses Leben in Begriffen und Erkenntnissen vom leiblichen getrennt zu denken, ja es demselben vorangehen zu lassen. Eine Seele, ein stoffloses wunderliches Wesen, sollte, so nahm man an, für jeden menschlichen Körper extra erschaffen und bei der Geburt in denselben hineingesteckt worden sein wie ein Vogel in den Bauer. Ihr Wesen sollte im Denken angeborner Begriffe, ewiger Wahrheiten bestehen, bei welcher idealen Beschäftigung sie jedoch oft durch den Leib und seine niederen Bedürfnisse gestört werde, weßhalb sie denn auch am Schlusse des Lebens diesen Käfig gern verlasse.

So machte man die Wirkung zur Urſache, das abſtrakte Denken, das höchſte und letzte Produkt der Empfänglichkeit für die Außenwelt, zum Erſten und Urſprünglichen. Damit aber war ein unheilbarer Dualismus in die Weltanſchauung gebracht und der tieferen Ergründung des menſchlichen Weſens im Zuſammenhang mit der ganzen Natur ein unlösbarer Riegel vorgeſchoben. Die neuere Naturforſchung und Philoſophie kennt eine ſolche ſtoffloſe, vom Körper unabhängig zu denkende Seele nicht mehr; ſie kennt auf der höchſten Stufe des organiſchen Lebens neben der anſchaulichen Erkenntniß der Außenwelt noch den Reflex derſelben in der Welt der abſtrakten Begriffe. Indem der Menſch aber die gegenſtändliche Welt außer ſich begreift, tritt natürlich auch das Selbſtbewußtſein zu Tage, mit dem Begriff des Objekts iſt ſogleich auch der des Subjekts gegeben.

Wie der thieriſche Intellekt, ſo iſt auch der menſchliche, die höchſte Steigerung deſſelben, an gewiſſe körperliche Organe, die Sinneswerkzeuge, Nerven, Ganglien und bei den Wirbelthieren vorzugsweiſe an's Gehirn gebunden. Gibt man das für die Thiere unbedenklich zu, ſo iſt es eine durch nichts gerechtfertigte Inconſequenz, bei'm Menſchen die ſichtbaren Organe der intellektuellen Thätigkeit leugnen zu wollen. Auch wird das Gegentheil durch eine Reihe frappanter Thatſachen erwieſen, aus welchen wenigſtens die wichtigſten hervorgehoben werden ſollen.

Die Fähigkeit zur intellektuellen Ausbildung hält mit

der phyſiſchen Entwicklung des Gehirns gleichen Schritt. Das neugeborne Kind bringt es bei ſeinem breiigen, waſſerreichen und fettarmen Gehirn innerhalb der erſten Lebensmonate nur bis zur dürftigſten Anſchauung und der zu ſeiner Erhaltung unumgänglich nothwendigen Erfaſſung der Außenwelt. Wird aber die Faſerung des Gehirns deutlicher, nimmt der Fettgehalt mit dem vorrückenden Alter zu, ſo ſteigt auch die Erkenntnißfähigkeit. Zwiſchen dem 30. und 35. Lebensjahre erreicht dieſelbe zugleich mit dem Gehirn ihren Höhepunkt. Dann fängt die phyſiſche Energie dieſes edelſten, zuletzt fertigen und am ſchnellſten abgenutzten Organs, deſſen Thätigkeit zudem auch vom Blutandrang und der Einwirkung des Pulsſchlages abhängig iſt, langſam zu ſinken an; nur daß glücklicher Weiſe Uebung, Erfahrung, aufgeſpeichertes Wiſſen und erworbene Fertigkeit im Gebrauch deſſelben der phyſiſchen Abnahme noch lange mit Erfolg entgegenwirken. Doch hat auch das ſeine Grenze. Schrumpft im Greiſenalter das Gehirn zuſammen, werden die urſprünglich ſo zarten Faſern immer zäher, der Blutgehalt geringer, ſo ſinken auch die geiſtigen Kräfte: das Gedächtniß, die Urtheilskraft, die Phantaſie nehmen ab und mit der chemiſchen Beſchaffenheit des Gehirns nähert ſich auch das geiſtige Vermögen des Greiſes mehr und mehr dem der früheſten Lebensperiode*).

*) Selbſt ein ſo vorſichtiger, der Orthodoxie ſo nahe ſtehender

Weiter ist es eine bekannte Thatsache, daß jede Störung der Hirnfunction von einer Geistesstörung begleitet ist, während durch die Erkrankung und selbst Entfernung solcher Körpertheile, die mit dem Gehirn in keiner direkten Beziehung stehen, das Denken nicht beeinträchtigt wird. Der Verlust eines Armes oder Beines thut unmittelbar dem geistigen Leben keinen Schaden; treibt aber Fieber oder der Genuß von Alkohol das Blut schneller und heißer zum Gehirn, so treten Phantasieen, Berauschung hervor. Gehirnentzündung bewirkt Irrwahn und Tobsucht, ein andauernder Druck auf das Ge-

Forscher wie Rudolf Wagner gibt zu, daß eine gewisse Massenentwicklung des großen Gehirns und seiner Windungen für das Entstehen der menschlichen Intelligenz unerläßlich sei; auch ihm scheint eine stärkere, resp. zahlreichere Furchenbildung für die begabteren Menschen bezeichnend und er erinnert daran, daß die Gehirne großer Geister wie Cuvier und Byron ihrem absoluten Gewicht nach unter nahezu tausend Gehirnen die höchsten Stellen einnehmen. — Einen interessanten Beleg dazu gibt ein im Jahre 1702 erschienenes Werk: „Anabaptistor et enthusiastor, Pantheon und geistliches Rüsthaus wider die alten Quäker und neuen Freigeister.“ Der Verfasser, welcher in Oliver Cromwell einen verschmitzten Weltmann und scheinheiligen Tyrannen erblickt, findet unter anderem in der Schwere des Cromwellschen Gehirns einen Anhalt für seine Auffassung. Kann es ein vollwichtigeres Zeugniß für die Verruchtheit des Protectors geben, als daß sein Gehirn $6^1/_4$ Pfd. schwer befunden worden? — Schopenhauer, dessen Gehirn leider nicht gewogen ist, überragte an Breite und Tiefe des Kopfes die bedeutendsten Genies des Jahrhunderts.

hirn wie bei'm Wasserkopf der Kinder, bringt Verstandesschwäche und Blödsinn hervor, mit gewissen Gehirnkrankheiten ist eine Lähmung des Gedächtnisses verbunden u. s. w.

Auch bei'm gesunden Menschen zeigt sich die Abhängigkeit des geistigen Lebens von diesem Organ. Anhaltendes Denken, angespannte Aufmerksamkeit führt eine deutlich merkbare Abspannung und Ermattung im Kopfe herbei. Im tiefen Schlaf pausirt die eigentliche Gehirnthätigkeit gänzlich. Der Schlaf wäre völlig unerklärbar, wenn die Seele ein unkörperliches Wesen wäre, dessen Thätigkeit nur im Denken bestände, da ein solches Wesen keiner Ruhe bedürfte. Wohl aber kann und muß die Gehirnthätigkeit von Zeit zu Zeit nachlassen; sie *kann* es, weil der Mensch im Zustand völliger Ruhe keiner Kenntniß der Außenwelt mehr bedarf, und sie *muß* es, damit die durch das vorangegangene Denken stark in Anspruch genommene Substanz des Gehirns durch vermehrtes Einströmen des Blutes wiederhergestellt werde. Daher auch je stärker das Gehirnleben, desto intensiver der Schlaf. Thiere von dumpfem geringem Bewußtsein schlafen weniger und leichter als die intelligenten, nicht anders ist es bei'm Menschen.

Findet man es trotz alledem gänzlich absurd, ja verrückt, zu behaupten, daß eine Breimasse wie das Gehirn denke, so ist ja freilich der Ausdruck: „das Gehirn denkt“ eben so wenig genau als wenn man sagt: das Auge

sieht, das Ohr hört. Nicht das Gehirn denkt, sondern der Mensch denkt vermittelst des Gehirnes. Die in mir thätige Lebenskraft bedient sich dieses Organs, um aus den Wahrnehmungen der Sinne Begriffe, aus Begriffen Urtheile und Schlüsse zu bilden. Daß aber dieser Proceß wie jede Lebensäußerung an ein körperliches Organ gebunden ist, kann nach den vorliegenden Thatsachen nicht in Abrede gestellt werden. Und was ist denn daran auch befremdend? Bringt das Thier es mittelst körperlicher Organe zu anschaulichen Vorstellungen, die es im Gedächtniß festhält, durch die sein Handeln bestimmt wird, warum soll es der Mensch nicht durch vollkommnere Organe zu der Welt der Begriffe bringen, die ja zuletzt doch alle nur das Produkt von sinnlichen Anschauungen sind? Die Kluft ist so ungeheuer nicht zwischen den verschiedenen Lauten, wodurch ein Thier seinen Empfindungen Luft macht, und den Anfängen der menschlichen Sprache. Alle elementaren Naturkräfte sind freilich zuletzt unerklärbar; Naturgesetze erklären heißt im Grunde nichts anderes als verwickelte Erscheinungen auf die einfachsten aber darum doch völlig dunkeln, nicht mehr zu erklärenden Urkräfte zurückführen. Was das innere Wesen der Schwere, der Härte, der Elektrizität, der Stoßkraft sei, ist ebenso gut ein Mysterium als die Thätigkeit des Gehirns, das Denken. Entwickelt sich im Glase, wir wissen nicht warum, durch Reibung eine höchst sonderbare Kraft, die gewiß ursprünglich Niemand in diesem Körper suchte,

warum soll nicht die Gehirnmasse auf Reize hin eine neue eigenthümliche Thätigkeit entfalten, die wir freilich, eben weil sie eine ursprüngliche Naturkraft ist, nicht weiter erklären können? Wer eine Seele annehmen zu müssen glaubt, um das Denken zu erklären, der muß consequenter Weise die Verdauung auch durch eine Seele im Magen, die Vegetation durch eine Seele in der Pflanze, ja das Fallen eines Steines durch eine Seele in diesem erklären. Gewonnen aber ist damit nichts als ein dunkles Wort für eine dunkle Sache. Und die unwidersprechliche Thatsache läßt sich dadurch nicht aus der Welt räumen, daß der Mensch ohne Gehirn so wenig denken kann als der Musiker geigen ohne Geige.

Wie nun jedes Organ des Leibes, so dient auch das Gehirn mit seinem Erkenntnißvermögen, der ursprünglichen Bestimmung nach, nur der Erhaltung von Individuum und Gattung. Es soll dem kunstvollsten und zugleich hülflosesten Organismus im Kampfe um's Dasein beistehen. Es ist gleichsam der Wachtposten, welcher oben auf der Warte des Kopfes durch die Fenster der Sinne umherschaut, aufpaßt, von wo Unheil droht und wo Nutzen abzusehen ist, auf dessen Bericht hin wir dann in unseren Bewegungen und Handlungen die Entscheidung treffen.

Wirklich reicht auch in der Regel das geistige Streben der Menschen nicht weiter, als daß sie die Dinge da

außen insoweit zu erkennen trachten, als dieſe zu ihnen ſelbſt eine Beziehung haben. Während aber das Thier nur auffaßt, was directen Bezug auf ſein Begehren hat, achtet der Menſch auch auf die Dinge, die ihn nur mittelbar, die ihn nur möglicher Weiſe einmal angehen können. Er ſucht vermittelſt des Intellectes ſeinen Weg durch's Leben, dabei leitet ihn aber das Vermögen abſtracter Begriffe an, auch auf das Rückſicht zu nehmen, was vielleicht einmal ſein Weg werden könnte; er ſammelt alſo topographiſche Notizen im weiteſten Sinn. Eine Sache objektiv, d. h. ohne jede nähere oder entferntere Beziehung auf das eigene Ich, zu prüfen, ſind nur wenige und auch dieſe nur ſelten im Stande. Was muß ich dabei thun, ſagen, glauben; in wiefern werde ich dadurch berührt? — Das iſt bei allen Vorfällen die erſte Frage und mit der Beantwortung derſelben hat die Sache für die Mehrzahl auch das Intereſſe verloren.

Nur großen Menſchen, mit einem abnormen Uebergewicht von Intellect, gelingt es zu Zeiten, das Erkenntnißvermögen vom Dienſt des eigenen Willens frei zu machen. Sie verlieren ſich, ihre Individualität in den Dingen und werden dadurch ein reiner Spiegel der Welt. Ihnen wird das Erkenntnißvermögen, das ſeiner urſprünglichen Beſtimmung nach nur die Laterne für den einzelnen Lebensweg iſt, zur Sonne, welche die Welt offenbar macht. Sie ſetzen ihre Lebensaufgabe nicht mehr in das

Perſönliche und Praktiſche; nicht ihr Wohl und das der ihrigen ſcheint ihnen das höchſte Ziel ſondern die Erkenntniß der Welt, wie ſie iſt, der Wahrheit. Sie verlaſſen die eng begrenzte Individualität und ſuchen ſich des Ganzen zu bemächtigen, um es entweder darzuſtellen in Bild, Wort und Ton, oder um es als Denker zu erklären, oder um als Staatsmänner oder Religionsſtifter darauf zu wirken. Das iſt die Art, wie die Menſchheit zu ihren Heroen, ihren Dichtern und Künſtlern, ihren Philoſophen und Meſſiaſen kommt.

Daher geht uns das Herz auf bei ihren Worten und Werken. Wir tauchen in ihrer Sphäre aus dem ſchweren Erdenäther der Bedürftigkeit empor und nehmen Theil an der Seligkeit, die das Genie empfindet bei der Zeugung ſeiner unſterblichen Kinder. Das Haupt, ſonſt bei'm Menſchen wie bei'm Thier, überwiegend der Erde zugewandt, aus der ſeine Freuden und Leiden quillen, richtet ſich ſtolz empor, wie es die Kunſt im Apoll von Belvedere dargeſtellt hat: „Das weitumherblickende Haupt des Muſengottes ſteht ſo frei auf den Schultern, daß es dem Leibe ganz entwunden, der Sorge für ihn nicht mehr unterthan erſcheint.“ Das iſt dann die Blüthe menſchlichen Daſeins, bedingt durch eine beſonders glückliche Beſchaffenheit des edelſten Organs und durch eine energiſche erhöhte Lebenskraft.

III

Wohin?

Während das Thier mit seiner auf die Gegenwart beschränkten Anschauung den Tod nicht eigentlich kennt, tritt bei'm Menschen mit den abstrakten Begriffen auch das Wissen vom Tode ein. Freilich zunächst nur als ein theoretisches Wissen ohne praktischen Werth, der Endbestimmung unseres Erkenntnißvermögens ganz angemessen, das uns ja nicht beigegeben ist, die Lebensfrische zu hemmen, wie es durch Todesfurcht geschehen würde, sondern uns den sichersten Weg durch's Leben zu zeigen. Daher kommt es auch, daß den gesunden Menschen der Gedanke an den gewissen Tod nicht merklich beunruhigt, sondern Jeder dahinlebt, als müsse er ewig leben. Bei einer lebendigen und stets wachen Ueberzeugung von der Gewißheit unseres Todes müßte uns zu Muthe sein wie zum Tode Verurtheilten, die mit immer steigender Angst den Tag der Hinrichtung erwarten; statt dessen leben wir in der Regel furchtlos und unbesorgt und in der ersten Hälfte des Lebens zumal ist weder unser theoretisches Wissen noch die Bestätigung desselben durch den Tod so mancher Angehörigen im Stande, den Lebensmuth dauernd zu brechen. Erst wenn wir, auf der Höhe des Berges angekommen, am Rande desselben das offne Grab uns entgegengähnen sehen, oder wenn düstere Erfahrungen, Krankheiten und zunehmende Schwäche an der Wurzel des

Daseins nagen, da gewinnt die Frage: Wohin? ein ernstes Interesse. Dieselbe Reflexion, welche die Erkenntniß des Todes herbeiführt, muß dann auch dem Menschen die Mittel bieten, sich über den Verlust des Lebens zu trösten. Der Eine nimmt seine Zuflucht zu religiösen Dogmen, die ihm unter gewissen Bedingungen die Fortdauer seiner Individualität in einem besseren Jenseits verbürgen, ein Anderer sucht in philosophischen Beweisen für seine Unsterblichkeit eine Krücke, der Dritte fügt sich mit Resignation in das Allen gemeinsame Geschick.

Die Dogmen wechseln, sind sehr verschieden nach Zeit und Ort und der Glaube ist nicht Jedermanns Ding. Die philosophischen Beweise für die Unsterblichkeit sind ohne Ausnahme höchst unzulänglich und finden nur darum Anklang, weil sie für den Augenblick unseren beschränkten Wünschen zusagen*). Die Natur aber, die so wenig lügt als irrt, weiß von einer Fortdauer des Individuums nach dem Tode nichts, vielmehr spricht sie mit naiver Deutlichkeit das Gegentheil aus. Wir haben gesehen, daß der Intellect nicht Ursache sondern Wirkung des organischen Lebens auf einer gewissen Stufe ist, daß

*) „Ich weiß nicht, wie es kommt", schreibt Atticus dem Cicero, der ihm die Lectüre des Phädon empfohlen hatte, „so lang ich lese, stimme ich zu; wenn ich aber das Buch hinlege und über die Unsterblichkeit des Geistes bei mir selbst nachzudenken anfange, ist alle diese Zustimmung wieder dahin."

er mit diesem steigt und sinkt in den verschiedenen Lebensaltern, in Schlaf und Erwachen, in Gesundheit und Krankheit. Im Tode nun zerfällt der individuelle Organismus, löst sich auf, um neue, zunächst sehr schlichte Verbindungen einzugehen, zu welchen es der Denkkraft nicht bedarf. Mit der Ursache aber fällt auch die Wirkung fort. Der Intellect, zum Dienst des Leibes bestimmt, steht und fällt mit diesem, und so hört auch thatsächlich im Tode die Thätigkeit des Gehirns auf, meist noch etwas früher als die von Herz und Lunge. Mit dem persönlichen Leben schwindet das Bewußtsein dahin, wie die Laterne ausgelöscht wird, wenn wir zu Hause angekommen sind.

Mit der Frage nach dem Woher? ist somit auch die nach dem Wohin? beantwortet. Das mit der Geburt entstandene Individuum mit diesem seinem persönlichen Selbstbewußtsein ist eben ein endliches Wesen und geht im Tode unter. Vom Standpunkt des Individuums aus ist daher der Tod der König der Schrecken, Todesstrafe die schlimmste Drohung, die größte Angst Todesangst. Darum weinen wir über den Tod der Unsrigen, selbst allen religiösen Beruhigungsmitteln zum Trotz; weinen nicht etwa über den Verlust, der uns betroffen, sondern wo immer echte Liebe vorhanden ist, über das herbe Schicksal, dem der Todte erlegen. Je lebenskräftiger die Menschen sind, je weniger noch von des Gedankens Bläße angekränkelt, um so wilder erschallt in der Todtenklage

ihr Wehgeschrei um den Verlust des Lebens. Was aber spricht sich darin anders aus als der blinde Drang nach Dasein, von dem alles Lebende erfüllt ist, den der Mensch mit dem Wurme theilt? Wie uns schon jede Hemmung des Lebens, jede partielle Schädigung des Organismus schmerzlich berührt, so erscheint diesem unbewußten Drang zum Leben die Aufhebung desselben als das allerfurchtbarste. Hier aber tritt nun die Vernunft helfend ein; wie sie uns einerseits den Tod als unser Ende zeigt, ehe er noch herantritt, so erhebt sie uns andrerseits auf einen Standpunkt, von welchem aus wir, wenn auch nicht selig, so doch ruhig den Tod erwarten können.

Sie lehrt uns zunächst, daß der Eintritt des Todes, das Sterben, nichts anderes ist als das völlige Aufhören der Gehirnthätigkeit in Folge der Zerstörung des Organismus. Die Schmerzen der Krankheit sind vorbei, das Schiff fährt, nachdem der Sturm vorüber, in den stillen Friedenshafen. Denn der Eintritt der Bewußtlosigkeit ist, wie wir alle aus dem Einschlafen wissen, ein keineswegs unbehaglicher Zustand. Näher noch ist mit dem Sterben das Eintreten einer Ohnmacht zu vergleichen, indem hier der Uebergang weniger allmählich und nicht durch Träume vermittelt ist sondern zuerst die Sehkraft schwindet und dann unmittelbar die tiefste Bewußtlosigkeit eintritt. Die Empfindung dabei ist eine keineswegs unangenehme. Auch die, welche im Wasser oder durch Hängen oder anderweitige Erstickung das Bewußtsein verloren haben, rühmen,

daß der Augenblick, wo dasselbe schwinde, eher Wonne als Pein mit sich führe. Nicht anders ist es bei'm gewaltsamen Tod; tritt er plötzlich ein, so überholt er den Schmerz, den die Wunden verursachen; sind diese nicht sofort tödtlich, so ist es eben wie bei anderen Krankheiten. Der normale Tod vollends, der durch Altersschwäche, wenn die körperliche und geistige Kraft bereits zuvor langsam auf ein Minimum reducirt ist, erfolgt fast ohne Kampf, im Schlummer, bei dem leichtesten Anlaß.

Der Ausdruck seliger Zufriedenheit auf dem Antlitz der meisten Todten spricht schon deutlich aus, wie wenig die Einfahrt in den Hafen zu fürchten sei. „Siehe die natürlichsten Arten des Todes an, tritt an die Leiche eines rosigen Kindes, eines Jünglings, dem sein letzter Athem hinwegschwand, einer Geliebten, die, fast ohne es zu wissen, hinüberschlummert, eines Greises endlich, der wie Simeon sich sein Sterbelied sang: wo ist bei diesen Todten der dürre Knochenmann, wo das Gespenst mit der furchtbaren Hippe, oder die Furie, mit welcher der Kranke auf seinem Bett soll gekämpft haben? Ein sanfter Augenblick kam, ein Augenblick des Entschlafens und nicht mehr Erwachens, der Stille, die kein Geräusch, der Ruhe, die kein Unfall mehr stört. Heiliger Kreis ist um einen Entschlafenen, das sagt sein ruhiges Gesicht, das sagt seine heitere Todtengebehrde. Auch Gesichtszüge, welche die Leidenschaft lange verzerrt hatte, werden von der Hand des Todes geebnet, so daß in wenigen Minuten mancher Entschlafene schöner ist als er je in seinem Leben gewesen*)."

Wie aber der Eintritt der Bewußtlosigkeit oder das Sterben für die denkende Erkenntniß nichts Schreckliches hat, eben so wenig der darauf folgende Zustand, in welchem das Bewußtsein nicht mehr ist. Denn dieses Nichtsein geht uns im Grunde gar nichts an; so lange wir sind, ist auch das Bewußtsein noch, nach dem Eintritt des Todes ist es nicht mehr, es ist also auch kein Organ mehr da, das Verlorengegangene zu vermissen. Verloren zu haben, was schlechterdings nicht vermißt werden kann, ist jedenfalls kein Unglück.

Das ergibt sich auch aus folgender Erwägung. Wäre der Stachel des Todes, Das was ihn schrecklich macht, der Gedanke des nun eintretenden Nichtseins, so müßten wir mit gleichem Schauder der Zeit gedenken, da wir noch nicht als Individuen existirten. Du weinst darüber, daß dieses schöne Dasein ein Ende nehmen muß, warum jammerst Du nicht auch, daß Jahrtausende verflossen sind, ehe Du in's Dasein tratest. Wende nicht ein, man könne den Verlust eines Gutes nicht bedauern, bevor man es gehabt habe; jetzt, da Du es hast und kennst, warum klagst Du nicht, daß Du es nicht schon längst besessen? Du findest es entsetzlich, daß dieser Geist, der so viel Griechisch und Latein gelernt hat, in's Grab gesenkt wer-

*) Herder.

den soll; das ist doch jedenfalls minder beklagenswerth, als daß er nicht zur Zeit der Blüthe von Hellas und Latium gelebt hat. Nichts ist so geeignet, uns über die endlose Zeit des künftigen Nichtseins zu trösten, als der Rückblick auf die endlose Zeit des vergangenen. Wir kennen das Nichtsein seit Jahrtausenden, es ist uns ein längst gewohnter und im Grunde sehr angemessener Zustand, der durch die wenigen Lebensjahre wie durch einen seltsamen Traum unterbrochen wurde.

Selbst die Zerstörung des Organismus in der Verwesung, dieser für die Phantasie der Lebenden so grauenvolle Vorgang, verliert für die denkende Betrachtung seine Schrecken. Der Mensch wird wieder zum Staube, aus dem er gebildet ward. Aber dieser Staub selbst war und ist der Träger aller Lebenskeime und wir sinken nur zurück in den Mutterschooß, aus dem wir gekommen. In diesem ist die Kraft, die uns in's Leben rief, fort und fort thätig. „Diese Materie, die jetzt als Staub und Asche daliegt, wird bald, im Wasser aufgelöst, als Krystall anschießen, wird als Metall glänzen, wird dann elektrische Funken sprühen, wird mittelst ihrer galvanischen Spannung eine Kraft äußern, welche, die festesten Verbindungen zersetzend, Erden zu Metallen reducirt: ja sie wird von selbst sich zu Pflanze und Thier gestalten und aus ihrem geheimnißvollen Schooß jenes Leben entwickeln, vor dessen Verlust ihr in eurer Beschränktheit so ängstlich besorgt seid".

Aber wo bleibt mein Ich, dieses liebe Ich mit seinem Selbstbewußtsein, seiner Individualität? Das, Das möchte ich im Tode gerettet wissen. Was liegt mir daran, ob ich in Ammoniak und Dammerde oder einer Fülle von Leichenkäfern fortexistire! Mein Ich mit dieser meiner Genußfähigkeit, meiner Denkart, meinen Eigenthümlichkeiten verlangt nach einer unendlichen Fortdauer. Soweit in diesem Verlangen etwas Berechtigtes liegt, wird es auch erfüllt werden. Doch bedarf es zuvor der Verständigung über das Wesen dieses Ich, das nach Unsterblichkeit verlangt.

Ist es der körperliche Organismus, der mit unserer Geburt in's Dasein getreten? Denken wir uns, wir wären gleich nach der Geburt auf eine nur von Thieren bewohnte Insel versetzt, etwa von einer Ziege gesäugt worden und müßten nun in solcher Gesellschaft unser Leben hinbringen. Wir würden es schwerlich zu einem viel höheren Dasein bringen als einer der Affen. Wir hätten keine Sprache überkommen, mittelst deren wir hätten denken können, und im Umgang mit den Thieren würden wir selbst schwerlich auch nur den Anfang zur Erfindung einer solchen gemacht haben. Unsere Lebensweise wäre kaum in einem wesentlichen Stück von der thierischen unterschieden. Unsere Erhaltung und wo möglich Fortpflanzung würde die einzige Sorge sein. Ziehen wir von unserem Dasein ab, was wir der Familie, der Schule, der bürgerlichen und religiösen Gesellschaft, was

wir in letzter Beziehung der Gesammtarbeit der Menschheit verdanken, die auch unsere Bildung in die Hand genommen, was bleibt dann übrig als ein Strom kleiner, gemeiner, armseliger Interessen, die wir mit den Thieren theilen? Sorgen für Nahrung und Unterkommen, Befriedigung des Geschlechtstriebes, Genußsucht feiner und grober Art, das ist der Inhalt des individuellen Lebens, insofern es nicht mit dem der Menschheit zusammenfällt. Und diesem sollten wir bei ruhigem Nachdenken eine Fortdauer in's Endlose, diesem, nachdem es im Tode erloschen, eine künftige Wiederbelebung wünschen? Es ist der Mühe nicht werth, es für die Ewigkeit retten zu wollen, nicht werth, daß man seinen Untergang schmerzlich bedaure.

Allein durch den Tod kann nicht mehr aufgehoben werden, als durch die Geburt gesetzt wurde. Das individuelle Leben erlischt mit dem Tode, aber nicht die Wurzel alles individuellen Lebens, das Leben der Gattung. Für sie ist der Tod des Einzelnen ungefähr Das, was für diesen der Schlaf: das Mittel sich zu erfrischen und zu verjüngen. Ueber dem tobenden Wasserfall, dessen Tropfen zerstieben und mit Blitzesschnelle wechseln, steht in majestätischer Ruhe der Regenbogen, der Lichtstrahl, der sich in jedem Tropfen auf's neue spiegelt. So bleibt die Gattung lebender Wesen unberührt vom fortwährenden Wechsel der Individuen. Für sie ist, was verschwindet und was an seine Stelle tritt, ein und dasselbe. Es

scheinen andere Blätter, die im Frühling emporkeimen, als die im Herbst zu unseren Füßen rauschen, aber es ist die nämliche Triebkraft des Baumes, die jene und diese in's Dasein ruft. Ob es die nämliche Nachtigall ist, die uns in diesem Mai durch ihr Lied erfreut und im nächsten, oder ob die eine im Herbst gestorben und die andere ihr erstes Frühjahr feiert, sind nicht beide im Grunde doch dieselben? „Die Sorgfalt, mit der das Insekt eine Zelle oder Grube oder Nest bereitet, sein Ei hineinlegt nebst Futter für die im kommenden Frühling daraus hervorgehende Larve und dann ruhig stirbt, — gleicht ganz der Sorgfalt, mit der ein Mensch am Abend sein Kleid und sein Frühstück für den kommenden Morgen bereit legt und dann ruhig schlafen geht, und könnte im Grunde gar nicht Statt haben, wenn nicht an sich und seinem wahren Wesen nach das im Herbst sterbende Insekt mit dem im Frühling auskriechenden ebensowohl identisch wäre wie der sich schlafen legende Mensch mit dem aufstehenden." Millionen von Thieren und Menschen haben vor den jetzt lebenden gelebt und Millionen werden später leben; wie im Bewußtsein dieser Unvergänglichkeit der Gattung wandeln die thierischen und menschlichen Individuen mit Sicherheit und Gemüthsruhe unter einem Heer von Gefahren dem Tode entgegen. Die Natur selbst gibt ihr Leben der Raubluſt des Stärkeren, dem blindesten Zufall, der Laune des Narren und dem Muthwillen des Kindes Preis, als ob sie nicht deutlich

genug verkünden könne, daß die Zerstörung der Individuen nichts zu bedeuten habe, weil deren wahres Wesen in der Gattung geborgen sei und die Einzelnen in den Mutterschooß zurückfallen, wo sie wohl aufgehoben sind. Da sitzen wir zusammen und reden und regen uns auf und die Augen leuchten und schallender wird die Stimme; ganz ebenso haben andere gesessen vor hundert Jahren, es war dasselbe und es waren dieselben und ebenso wird es sein über hundert Jahren. Und so können wir, wofern wir uns zum Gedanken der Gattung erheben, jeden Augenblick wohlgemuth ausrufen: Trotz Zeit, Tod und Verwesung sind wir noch alle beisammen!

IV

Also!

Also soweit der Einzelne aus sich herausgeht, sein Dasein über den engen Horizont seiner Individualität hinaus erweitert, nimmt er auch am unsterblichen Leben der Gattung Theil. Das geschieht im Grunde schon mit jedem Worte, das wir sprechen. Denn die Sprache gehört nicht dem Individuum an sondern der Gattung, oder genauer der Nation, da es ja keine gemeinschaftliche Sprache für die Menschheit gibt. Für eine Nation ist die Sprache das, was das Selbstbewußtsein für das Individuum: die zusammenhaltende Einheit inmitten der in stetem Fluß begriffenen Materie. Durch sie hängt der

Stammvater des Volkes noch mit dem letzten seiner Nachkommen zusammen, durch sie geht der geistige Gehalt der Nation von Geschlecht zu Geschlecht. Treten wir nun, indem wir als Kinder die Sprache erlernen, in diese Kette als lebendige Glieder ein, so gewinnen wir alsbald Antheil am unsterblichen Leben der Gattung. Uns fällt die Frucht einer geistigen und körperlichen Arbeit von Jahrtausenden zu und wir verpflanzen sie dankbar auf künftige Generationen. Wie wir mit den Worten und Gedanken Derer denken, die unsre Väter und Lehrer waren, so werden unsre Kinder und Schüler mit den unsrigen denken. Ist es nicht erstaunlich, wie sich selbst der Accent, die Phraseologie, der singende Tonfall, die Bestimmtheit oder Verschwommenheit des Ausdrucks forterben von den Eltern auf die Kinder, von den Lehrern auf die Schüler und in immer weitere Kreise verbreiten? Mit Recht legen daher verständige Erzieher auf den Sprachunterricht von Jugend auf den höchsten Werth. Mit Recht weist eine Nation Denjenigen einen hervorragenden Rang an, welche die Sprache bereichert oder verbessert und dadurch beigetragen haben, den geistigen Gehalt voll und klar und in Worten wiederzugeben.

Wie vermittelst der Sprache und ihrer Fixirung in Schrift und Druck das intellektuelle Leben der Gattung sich dem Individuum mittheilt, so geht auch der Gedankenschatz des Individuums auf demselben Wege in das unsterbliche Leben der Gattung über. Die geistigen

Heroen aller Zeiten und Völker, sie, die reine Spiegel der Welt waren, sind nicht todt, ihr bestes Theil ist nicht in die Grube gesenkt, es wirkt fort und fort in unzerreißbarer Kette. Wer möchte denn behaupten, daß Goethe nicht mehr lebe? Wohin man blickt, da sieht man ihn wirken und weben. Kein Zweig der Wissenschaft und Kunst, der nicht seinen Einfluß verriethe, und statt der Tausende, die sich einst an seinem reichen Geist, seiner Lebens- und Liebesfülle erquickten, sind jetzt Millionen unter fast allen Nationen der Erde, die von ihm lernen und ihn lieben. Ist das der wahre Luther, der seit mehr als 300 Jahren todt in der Schloßkirche zu Wittenberg liegt? Oder kämpft dieser nicht vielmehr fort und fort gegen die Vergewaltigung des deutschen Gewissens durch eine gewissenlose Hierarchie und öffnet bei aller Achtung vor dem religiösen Gehalt der Kirche dem Volk und den Staatsmännern die Augen für die jesuitischen Ränke? — Nicht anders ist es mit den Meistern in der bildenden Kunst, soweit sich ein Unvergängliches in ihren Werken offenbart. In jedem Hause fast findet man heute einen Abdruck der Sistinischen Madonna, jedes Kind kennt sie und Unzählige erbauen sich an der himmlischen Schönheit der Mutter, die uns als idealste Verkörperung des ewig Weiblichen hinanzieht. Von der Musik zu schweigen, die für das heutige Geschlecht fast die Bedeutung einer neuen Religion zu gewinnen scheint!

Doch, um von den Höhen der Menschheit herabzu-

steigen, es sind zwar alle Zeit nur wenige gewesen, die ihren Namen durch Meisterwerke unsterblich machten, Jedem aber steht ein anderer Weg offen, an der Ewigkeit der Gattung Theil zu nehmen. Mag Dein Name auch unerhöht mit der großen Flut dahinströmen und schon in der dritten oder vierten Generation vergessen werden, — soweit Du nicht ausschließlich das Deine suchst, soweit Du den Besten Deiner Umgebung genug thust, soweit lebst Du und hast Du gelebt für alle Zeiten. Jeder drückt in dem Maße, wie er aus sich herausgeht, sein Bild in anderen ab. Deine Sprache, Deine Sitten und Maximen, Deine Weltauffassung, Deine Kunstfertigkeit, im Dienst der engeren und weiteren Umgebung verwandt, was nur rein Menschliches an Dir ist, es wird in immer weitere Kreise getragen werden und in der Menschheit fortleben. Die Mutter, die ihre Lebensfreude, ihren Schlaf, ihre Gesundheit an die Pflege ihres Kindes setzt; die frommen Schwestern, die ihr irdisches Glück, manchmal selbst die Gelegenheit zu höherer Bildung daran geben, um Liebespflichten an dem leidenden Nächsten still zu erfüllen; der König auf dem Thron, der sich in Wahrheit nur als den ersten Diener des Staates ansieht und bewährt: sie alle leben der Menschheit und ihr inneres Glück, ihr Seelenfriede besteht in dem freudigen Gefühl, daß sie am ewigen Leben der Gattung Theil nehmen, soweit immer sie die enge Sphäre des einzelnen Daseins überschreiten. Friedrich der Große sagte einmal in seinen letz-

ten Lebensjahren: „Ich bin ein altes Gerippe, das man nun bald auf den Schindanger werfen wird". Er konnte das ruhig abwarten, weil er wußte, daß trotz des morschen und verbrauchten Körpers sein wahres Ich wohl geborgen sei in dem Staatswesen, das seine Schöpfung war; hat doch auch unter allen großen Todten keiner an der Geschichte der Gegenwart, an der Stiftung des neuen deutschen Reiches einen lebendigeren Antheil als er!

Eine solche Weltauffassung kann, dünkt mich, nur erhebend wirken. Weit entfernt, Religion und Moral zu unterwühlen, baut sie dieselbe vielmehr auf einem festen Fundament wieder auf und gibt denjenigen wieder einen Halt, welche den alten Glauben unter den Füßen verloren haben. Sie stellt an Jeden die Aufgabe, seine Eigenart, sein individuelles Wesen so auszubilden, wie es am meisten seiner Umgebung zu Gute kommt. Sie macht uns verantwortlich für jedes unnütze Wort, das aus unserem Munde geht, für die unabsehbaren Folgen jedes Fehltritts. Sie lehrt uns einen möglichst geringen Unterschied machen zwischen uns und Anderen; den Nächsten nicht nur nicht zu schädigen in Beziehung auf seine Person, sein Eigenthum und seine Ehre, sondern auch soweit als möglich sein Leiden als das unsrige anzusehen und an seiner Freude wie an der eigenen Theil zu nehmen. Sie weist uns demnach unsere bestimmten Pflichten an gegenüber der näheren und entfernteren Umgebung, der Familie, der bürgerlichen Gemeinde, dem Staate, der Nation und endlich

der Menschheit. Sie gibt uns zum Lohn jene innerliche Befriedigung, die für jedes lebende Wesen darin liegt, wenn es in seiner Besonderheit sich dem Begriff der Gattung gemäß entwickelt, und die ihren letzten Grund darin hat, daß wir uns über die beschränkte und vergängliche eigene Existenz zu einer unvergänglichen erheben. Sie lehrt uns den Tod in Ruhe erwarten und nicht in der Sorge um eine ungewisse Zukunft die Pflichten und Freuden der Gegenwart versäumen.

V

Bedenken.

Du warst mir bis dahin, verehrter Freund, in unserer Unterredung mit freudiger Zustimmung gefolgt; schließlich aber konntest Du ein Bedenken nicht verhehlen. „Eine solche Welt- und Lebensanschauung", meintest Du, „wird, eben weil sie bloß als Ergebniß vernünftiger Forschung auftritt, immer nur das Eigenthum weniger Gebildeten bleiben. Sie ist der Masse ewig unzugänglich, denn diese verlangt, wenn sie glauben und gehorchen soll 1) eine über jeder Discussion erhabene göttliche Autorität und 2) Himmel und Hölle als Lohn oder Strafe für ihr irdisches Verhalten." Ich mußte Dir widersprechen, obgleich selbst Schopenhauer in seinem köstlichen Dialog über Religion*) nahezu auf dasselbe Ergebniß kommt. Ich halte

*) Parerga und Paralipomena. 2. Bd. Cap. 15.

an der Hoffnung fest, daß die Zeit nicht ferne ist, wo wenigstens die größere und bessere Hälfte unserer Nation der Erziehung durch eine angeblich geoffenbarte Religion nicht mehr bedarf, wo es statt einer Priesterkaste im Besitz besonderer Schlüssel und Kräfte nur noch Lehrer der Menschheit gibt. Diese werden es zwar nicht zu einer neuen positiven Religion bringen, wohl aber Jeder in seinem Theil dazu beitragen, das ersehnte Zeitalter der Humanität heraufzuführen.

Zunächst ist Deine Meinung nicht richtig, daß die Kraft einer religiösen und moralischen Ueberzeugung auf dem Glauben an ihren von der Gottheit unmittelbar herrührenden Ursprung beruhe. Die Zeit ist ja auch längst vorüber, in welcher die Gesetzgeber ihren Anordnungen dadurch erst Gewicht verliehen, daß sie dieselben für inspirirt ausgaben. Religion und Sitte pflanzen sich zumeist durch die Autorität der Erzieher und Lehrer fort. Dem Kinde ist das Gebot Gottes nicht unterscheidbar von dem Gebote der Eltern und in der frühen Jugend kann die Glaubens- und Sittenlehre mit demselben Erfolg im Namen der Eltern wie im Namen Gottes eingepflanzt werden. Unglaublich tief gehen die Eindrücke der ersten Kindheit, das ganze spätere Leben ist kaum im Stande, dieselben völlig zu verwischen. Vorurtheile z. B., wie sie einem großen Theil des Adels noch immer eingeimpft werden, also der Haß gegen die Juden, der mittelalterliche Begriff von Standesehre u. s. w., haften

das ganze Leben hindurch und können durch die gründlichste Bildung kaum überwunden werden. Wie viel leichter und erfolgreicher ist es nun jedenfalls, dem heranwachsenden Geschlecht eine Glaubens- und Sittenlehre mitzutheilen, die ihre Wurzel in unserem modernen Denken und Handeln hat, als eine solche, die sich zwar für eine über allem Zweifel erhabene ausgibt, aber jeden Augenblick mit der Wissenschaft und dem Leben collidirt!

Fast dieselbe Bedeutung, welche in der Jugend die Autorität der Erzieher und Lehrer hat, bekommt im späteren Leben die Meinung des kleineren und größeren Umgangskreises, in dem wir uns bewegen. Ist dieselbe eine einigermaßen stetige und feste, so ist es dem Einzelnen sehr schwer, ja fast unmöglich, sich ihr zu entziehen. Man schreibt dem Einfluß der Religion gar Manches zu, was sie nicht durch ihren Anspruch als positive göttliche Offenbarung hervorbringt, sondern nur dadurch, daß sie die öffentliche Meinung beherrscht. Wo sie das nicht thut oder in einzelnen Punkten nicht mehr thut, da hat's mit ihrem göttlichen Machtanspruch wenig auf sich. Das Duell z. B. ist mit den heiligsten Urkunden der christlichen Religion schlechterdings unverträglich; die öffentliche Meinung aber hält es für gewisse Stände und unter gewissen Voraussetzungen für erlaubt, ja für geboten, und christliche Regenten, strenggläubige Militärs dulden es ohne sonderliche Gewissensskrupel. Wie weit ist überhaupt das sogenannte positive Christenthum unserer Tage ent-

fernt von der im Neuen Testament dargelegten Weltanschauung, obwohl man das letztere in der Theorie noch immer als unfehlbare göttliche Urkunde gelten läßt! Dort, um nur einige Punkte herauszuheben, wird der Reichthum als das gefährlichste Hinderniß auf dem Wege zum ewigen Leben angesehen; unsere Christen verschmähen ihn nicht nur nicht, sondern erblicken in ihm, wie die Kinder der Welt, das Hauptmittel, der höheren Güter dieses Lebens theilhaftig zu werden und ihr Dasein nicht im Ringen um die bloße Existenz zu verzehren. Dort gilt der eheloſe Zustand als der vorzüglichere und die werden gepriesen, die sich aus religiösen Gründen der Ehe enthalten; nur, um das größere Uebel der Unzucht zu verhüten, soll die Ehe gestattet sein; den Christen unserer Tage gilt dieselbe als ein Gott besonders wohlgefälliges Institut, und die sind zu zählen, die heirathen könnten und möchten, aber um des Himmelreichs willen darauf verzichten. Dort ist Alles in gespannter Erwartung auf die nahe Wiederkunft des Messias und das ganze Leben hat nur den Zweck einer Vorbereitung auf diese Katastrophe; die heutigen Christen richten sich auf dieser Erde so behaglich ein, als wenn keiner im Ernst mehr an das nahe Weltende glaubte; sie sorgen für sich und ihre Nachkommen und nehmen von allen Errungenschaften des modernen Lebens ihren bescheidenen Antheil. Beweis genug, wie viel mächtiger die öffentliche Meinung, der Zeitgeist ist als eine ehrwürdige Urkunde, mag dieselbe in der

Theorie auch noch so hochgestellt, ja für die unmittelbare Offenbarung Gottes ausgegeben werden. Ist dem aber so, warum soll sich nicht eine Welt- und Lebensanschauung Bahn brechen, welche zwar auf göttlichen Ursprung keinen Anspruch macht und die Diskussion nicht ausschließt, aber durch die innere Kraft der Wahrheit sehr geeignet ist, sich dem Hohen wie dem Geringen unverlöschlich einzuprägen?

Dein zweites Bedenken bestand darin, daß eine Religion für die Menge den Glauben an das Jenseits nicht entbehren könne. „Die rohe Masse", sagtest Du, „wird sich niemals durch so subtile Ideen wie das Leben in und mit der Gattung zur wahren Humanität erheben; für sie bedarf es massiverer Motive, der Furcht vor der Hölle, der Aussicht auf den Himmel. Philosophische Köpfe hat's jeder Zeit nur wenige gegeben; im Interesse der großen Majorität bleibt's immer, daß der Glaube an ein jenseitiges Fortleben in irgend einer Gestalt aufrecht erhalten werde."

Ich glaube Dir die einzige Gestalt angegeben zu haben, in welcher dieser Glaube der täglich fortschreitenden Forschung gegenüber aufrecht erhalten werden kann. Du fürchtest aber für die allgemeine Sittlichkeit, wenn die Furcht vor den Höllenstrafen nicht mehr das Thier im Menschen bändige, die Aussicht auf den Himmel nicht mehr die Guten ermuthige? Laß uns die Sache doch genauer untersuchen!

Also zunächst die Furcht vor der Hölle, mag sie immerhin ein Wahn sein, denkst Du Dir als eine Art geheimer Polizei, die auch da noch wirksam ist, wohin das Auge des Gesetzes nicht dringt, und die allein vermag, den rücksichtslosen Egoismus des gemeinen Mannes zu zähmen. So vergleiche einmal den Rechtszustand zur Zeit der Kreuzzüge, als die Kirche mit Hülfe dieses Glaubens Geister und Leiber gefangen hielt, mit der Blüthezeit von Hellas und Rom, die von Lohn und Strafe im Jenseits nichts wußten! Ruht nicht die hohe Cultur der Alten vorzugsweise darauf, daß ihre Erziehung eine solche Rücksichtnahme auf's Jenseits nicht kannte, sondern stets das diesseitige Interesse der bürgerlichen Gesellschaft in die erste Linie stellte? Dort galt, wer einen Menschen erschlug, um sich seiner Börse zu bemächtigen, einfach als ein Mörder und erlitt die gesetzliche Strafe; wer aber im Mittelalter die Ketzer zu Hunderten erwürgte, um der Hölle zu entgehen, hatte gar noch Anspruch darauf, in den Ruf der Heiligkeit zu kommen; und doch sind vom sittlichen Standpunkt beide gleich verdammenswerth, indem sie ein fremdes Leben aus reinem Egoismus raubten, nur daß der Ketzermörder ein absurderes Mittel zum Zweck wählte als der Straßenräuber. Mag auch hin und wieder einmal ein Verbrecher, der sich vor der Criminaljustiz sicher wußte, durch die Furcht vor der Hölle abgeschreckt sein, im Ganzen ist dieser Glaube für die Menschheit nicht zum Heil ausgeschlagen. Jetzt eben geben uns

die Gräuel, die vom Kriegsschauplatz in der Türkei gemeldet werden, ein entsetzliches Bild des aus diesem Wahn entspringenden Fanatismus, von welchem die Alten nichts wußten. Christenthum und Mohammedanismus sind die beiden Religionen, welche diesen von Dir für die Sittlichkeit des großen Haufens so unentbehrlich gehaltenen Glauben an das Jenseits mit seinen phantastischen Strafen und Belohnungen ausgebildet haben. Die Früchte siehst Du in den blutigen Eroberungen der Mohammedaner in drei Welttheilen, in der ewig beklagenswerthen, muthwilligen Zerstörung uralter Culturstätten, in der Verwandlung blühender Länder in verödete Provinzen; desgleichen in den Kreuzzügen, diesem zweihundertjährigen, schonungslosen Gemetzel, den Judenverfolgungen, der Inquisition, den Albigenserkriegen, der Bluthochzeit, den Dragonaden Ludwigs XIV. u. s. w. — Und wollte man auch zugeben, daß jetzt die Religionsformen mildere geworden sind, daß nicht mehr solche blutige Consequenzen aus den Dogmen gezogen werden, daß der Glaube an das Jenseits in der Gegenwart überwiegend wohlthätig wirke, indem er die Menschen wahrhaftiger, geduldiger, freigebiger mache und zu jeder Liebesthätigkeit anspornе, so bleibt doch immer die Sittlichkeit eine untergeordnete, die der Hinweisung auf jenseitige Belohnung oder Strafe bedarf. Wer große Geschenke an die Armen macht oder sonst Opfer an Kraft und Zeit im Dienst des Nächsten bringt, bloß weil er des Glaubens lebt, im künftigen Leben werde ihm das

Alles zehnfach vergolten, der ſteht moraliſch nicht höher, als Einer, der dieſelbe Summe auf Wucherzinſen ausleiht oder auf die Verbeſſerung eines Landgutes verwendet, das zwar ſpäter aber deſto gewiſſere Früchte tragen wird. Die ächte Sittlichkeit bedarf keiner Hölle und keines Himmels im Jenſeits. Ihre Hölle iſt die Selbſtverachtung, ihr Himmel die Gewißheit am ewigen Leben der Menſchheit Theil zu nehmen.

„Aber ſolcher idealen Geſinnung iſt eben die große Maſſe nicht fähig" meinſt Du. Jetzt allerdings vielleicht noch nicht, ſie kann es aber werden. Sparta und Rom geben uns das Beiſpiel von Staaten, in welchen der einzelne Bürger durch die Erziehung dahin gebracht wurde, nicht nur in der Theorie anzuerkennen, daß den Pflichten gegen das Vaterland alle übrigen nachſtänden, ſondern dieſen Grundſatz auch in der Praxis auszuüben. Wer dort nur den beſcheidenſten Anſpruch an Tugend machte, war keinen Augenblick zweifelhaft, wenn es darauf ankam, zwiſchen Selbſterhaltung und Rettung des Vaterlandes zu wählen. Der Römer hatte im Grunde keine andere Religion als die Verehrung der ewigen Stadt, aber aus dieſem Cultus ſchöpfte das ſonſt ſo praktiſch nüchterne und ſelbſtſüchtige Volk eine Seelengröße, eine Begeiſterung, die es bewundernswerth macht, wo immer dieſe Beziehung auf die Vaterſtadt in Frage kommt. Konnte aber eine verſtändige Erziehung eine ſo glühende Vaterlandsliebe in den Herzen ganzer Generationen entzünden, ſollte es da nicht möglich ſein, unſere Jugend für ein weit höheres Ziel, das Wohl der Menſchheit, zu begeiſtern, daß ſie ſich ihr in gleicher Weiſe verpflichtet glaube? Wer immer ſich deſſen bewußt geworden iſt, daß er ſein beſtes Leben der Menſchheit verdankt, die ihm neidlos Antheil an allen den Gütern gegönnt, welche ſie in Jahrtauſenden erarbeitet, der wird auch ſeine Lebensaufgabe darin erblicken, die fortſchreitende Bewegung der menſchlichen Angelegenheiten fördern zu helfen. Eben dadurch aber weiß er ſich in den höchſten Gefühlen und Ueberzeugungen eins mit den Beſten unter den Lebenden und Todten, er lebt in Gedanken auch mit den künftigen Geſchlechtern und tröſtet ſich damit, daß andere vollenden und genießen werden, was er begonnen und fortgeführt. Den Tod wird er in Ergebung abwarten, weil er das Lebensgefühl der Ewigkeit in ſich trägt, und ſich, mit Ablehnung aller übernatürlichen Hülfsquellen, eines Glaubens tröſten, in welchem er, nach dem ſchönen Wort von Strauß, ob auch nicht heilig, doch wenigſtens ehrlich leben, und wenn nicht ſelig, doch hoffentlich ruhig ſterben kann.

Univerſitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi in Bonn.

Gleichzeitig mit diesem erscheint im gleichen Verlage:

Wie eine positive Religion entsteht!

Dargethan an der Urgeschichte des Islam

von

Ernst Hermann
Professor.

Preis *M.* 1. 50 ₰

Die Tendenz dieser in eleganter und klarer Darstellung abgefaßten Schrift spricht sich in ihrem Titel aus. David Strauß, dem vor Jahren der Anfang dieser gediegenen Arbeit vorgelegen hatte, ermuthigte den Verfasser zu ihrer Durchführung. Sie konnte nicht zeitgemäßer kommen als im gegenwärtigen Augenblicke, wo Rußland als unberufenster Vertreter der Christenheit, dem Islam, von dessen Entstehung und Verbreitung uns der Verfasser ein lebensvolles Bild entwirft, den Untergang geschworen hat. Auf jeder Seite sieht man sich zu drastischen Vergleichen und politischer Reflexion angeregt!

Verlag von Emil Strauß in Bonn.

Prospect.

David Friedrich Strauß

Gesammelte Schriften.

Nach des Verfassers letztwilligen Bestimmungen zusammengestellt.

11 Bände in Oktav à 5 Mark.

Mit einem Portrait in Stahlstich.

Eingeleitet und mit erklärenden Nachweisungen versehen

von

Eduard Zeller.

Eintheilung und Inhalt:

I. Vermischte Schriften.

I. Band: Literarische Denkwürdigkeiten (bisher ungedruckt). — Zum Andenken an meine gute Mutter. — Zwei Leichenreden: 1) auf Wilhelm Strauß, 2) auf Fr. Sicherer. — Justinus Kerner, zwei Aufsätze. — Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren. — König Wilhelm von Württemberg. — Sechs politische Volksreden. — Deutsche Gespräche. — Krieg und Friede (Briefe an und von E. Renan).

II. Band: Brockes. — Diderot. — Lessings Nathan. — L. T. Spittler. — A. W. Schlegel. — Karl Immermann. — Ludwig Bauer. — Erinnerungen an Möhler. — Freiherr von Uexküll und seine Gemäldesammlung. — Zur Erinnerung an den Maler Eberhard Wächter. — Zur Lebensgeschichte des Malers Gottlieb Schick. — Der Bildhauer Isopi. — Die Asteroiden und die Philosophen. — Schwarzerd-Melanchton. — Beethoven's neunte Symphonie und ihre Bewunderer. — Der alte Schauspieldirector. — Barbara Streicherin von Aalen. — Der Papierreisende. — Die Göttin im Gefängniß.

II. Theologie.

III. u. IV. Band: Das Leben Jesu für das deutsche Volk.

V. Band: Der Christus des Glaubens und der Jesus der Geschichte. — Die Halben und die Ganzen. — H. S. Reimarus.

VI. Band: Der alte und der neue Glaube mit Nachwort als Vorwort.

III. Biographien.

VII. Band: Ulrich von Hutten mit der Vorrede zu den Gesprächen.
VIII. u. IX. Band: Chr. D. Fr. Schubarts Leben in seinen Briefen.
X. Band: Christian Märklin. — F. G. Klopstock.
XI. Band: Voltaire.

Es sind bis jetzt die beiden ersten Abtheilungen Band 1—6 (Vermischte Schriften und Theologie) erschienen, der 7. Band (Ulrich von Hutten) befindet sich unter der Presse und folgen die weiteren Bände in rascher Aufeinanderfolge, so daß im Laufe des folgenden Jahres die „Gesammelten Schriften" complet vorliegen werden.

Das Unternehmen dieser Gesammtausgabe der Straußschen Schriften hat in allen freisinnigen Kreisen des deutschen Volkes die freudigste Aufnahme gefunden. Fast einstimmig hat die Presse ihr Erscheinen in eingehenden Besprechungen gefeiert und überschwänglich dem Verfasser ein Lob gespendet, wie es dem bei Lebzeiten so vielfach verkannten und angefeindeten Manne nie in gleicher Fülle zu Theil geworden ist.

Die Gesammtausgabe erscheint in zwölf Bänden zum Preise von *M.* 5 à Band.

Einzelne Bände werden nicht abgegeben, vielmehr verpflichtet die Abnahme des ersten Bandes zur Annahme der weiteren Bände.

Jede Buchhandlung nimmt Bestellungen entgegen.

Achtungsvoll

Emil Strauß,
Verlagsbuchhändler.

Bonn, Oktober 1877.

193 Sch6
Hermann
Woher u. wohin?
4 AUG 4
4 AUG 4
DH2